

Familien der Opfer und Täter/Täterinnen des Nationalsozialismus: eine Drei-Generationen- Perspektive

Wolf Ritscher

Zusammenfassung

Durch den Einbezug der dritten Generation der NS-Opfer und -Täter/-innen entsteht ein differenziertes Verständnis der ersten und zweiten Generation. Die Überlebenden erwiesen sich trotz aller Traumatisierung als fähig, ihre Kinder mit Ressourcen auszustatten, die diese zu einer aktiven und kindzentrierten Elternschaft befähigten. Dadurch gelang es der dritten Generation, den Bann der Verfolgung zu brechen. Die erste Generation der Täter/-innen blieb meistens unbelehrbar. Ihre Einstellung wird im Kontext von zwei sozialpsychologischen Hypothesen — kognitive Scheuklappen und soziale Nähe vs. Fremdheit — diskutiert. Die Lebenswege der dritten Generation werden maßgeblich durch die Auseinandersetzung der zweiten Generation mit der Täterschaft ihrer Eltern, der ersten Generation, bestimmt. Die Chancen für eine gelungene Elternschaft der zweiten und Identitätsbildung der dritten Generation sind weniger eindeutig als bei der Gruppe der Überlebenden und ihrer Nachkommen. Den Abschluß bilden Thesen über Kompetenzen in der mit diesem Thema befaßten psycho-sozialen Arbeit.

Einleitung

Diskurse über das nationalsozialistische deutsche Terrorsystem und seine psycho-sozialen, insbesondere seine familiendynamischen Folgen sind immer durch die Suche nach angemessenen Worten charakterisiert. Sie sind sprachliche Balanceakte und werden es bleiben. Begriffe wie Holocaust, Shoa, Täter und Opfer, kollektive und individuelle Schuld, Wiedergutmachung implizieren Vorannahmen. Deren Gebrauch hat Konsequenzen für die Bedeutungszuweisungen im Diskurs selbst. Schon mit dem inzwischen popularisierten

Wort „Holocaust“ (griech: „holokautoma“) fängt es an. In der griechischen Übersetzung des Alten Testaments stand es allgemein für das im religiösen jüdischen Ritus wichtige Brandopfer der Kinder Israel für den zu versöhnenden Gott. In Mose 1, 22 verlangt Gott von Abraham, daß er ihm seinen Sohn Isaak als Brandopfer darbringe. Abraham gehorcht und wird erst in letzter Minute durch den Engel des Herrn von dieser, den absoluten Gehorsam symbolisierenden Tat zurückgehalten. Sollte also der millionenfache Mord der Nazis ein Symbol des ewigen Bundes der Kinder Israel mit ihrem Gott sein? Das mag vielleicht einer radikal orthodoxen Thorainterpretation entsprechen, politisch und historisch ist diese Konnotation des Begriffs „Holocaust“ fatal. Denn sie erhält das von vielen Deutschen als Entschuldigung gebrauchte, historisch aber widerlegte Vorurteil (Lustiger 1997), alle Juden hätten sich widerstandslos in den Tod treiben lassen — „wie die Schafe zur Schlachtbank“.

Die Idee einer die Generationen verbindend-bindenden Kette der Tradition- und Verantwortungsübermittlung ist mindestens so alt wie die jüdisch-christliche Kultur. In der Lutherübersetzung von Mose 2, 34 lesen wir z. B.: „Der da bewahret Gnade, in tausend Glieder und vergibt Missetat, Übertretung und Sünde, und vor welchem niemand unschuldig ist; der die Missetat der Väter heimsucht auf Kinder und Kindeskinde bis ins dritte und vierte Glied.“ In diesen Zeilen spiegelt sich das religiöse Verständnis eines sozialen Zusammenhangs, der durch einen außerhalb des menschlichen Seins existierenden, aber in und zwischen den Menschen erfahrbaren Gott vermittelt wird. Wir, die Kinder der Aufklärung, haben dem biblischen Gott seine Macht abgesprochen und uns selbst zum verantwortlichen Zentrum unseres Schicksals erklärt. Aus dem Schicksal wurde der selbstgewählte „Lebensentwurf“ des Menschen der individualisierenden Moderne. Das macht es uns schwer, mehrgenerationale Zusammenhänge und unsere Einbettung in größere soziale Systeme als — oft unsichtbare — Bindungen zu akzeptieren (Boszormenyi-Nagy u. Spark 1981). Sie verbinden uns mit den Handlungen und Erfahrungen früherer Generationen und den ebenfalls oft unsichtbaren Mitspielern und Mitspielerinnen der aktuellen sozialen Systeme, in denen wir selbst Teilnehmer/-innen und Teilgeber/-innen sind. Durch diese Einbindung in Kontexte, die jenseits der gerade wahrnehmbaren und benennbaren aktuellen Ereignisse und Handlungssituationen liegen, entsteht eine persönliche Verantwortung für Handlungsschleifen, von denen einzelne Teile auch ohne unser direktes Zutun entstanden sind. Diese systemische Sichtweise verhindert einerseits die zu einfache These von der Kollektivschuld aller Deutschen für Weltkrieg, Völkermord und Terror, andererseits aber auch die wohlfeile Ausrede der gar nicht so schweigsamen Mehrheit der Deutschen: „Der Hitler wars, mein Vorgesetzter hat es befohlen, ich habe nichts gesehen, geschweige denn etwas getan.“ Und: „Warum sollen wir heute noch für die Zwangsarbeit im Dritten Reich blechen? Damit haben wir doch gar nichts mehr zu tun.“

Diese von der Systemischen Therapie notwendig zu beachtende Einbettung einer jeden Generation in diachrone, das heißt vor ihrer Zeit geknüpfte Zusammenhänge und die damit verschlungenen gegenwärtigen (synchronen) Handlungssysteme, an denen wir direkt und indirekt beteiligt sind, ist der Ausgangspunkt meines Diskurses.¹

Die folgenden Überlegungen zur Drei-Generationen-Perspektive bei Familien der Opfer und Täter/Täterinnen basiert auf vier soziologischen und familiendynamischen Konzepten, die ich an dieser Stelle nicht ausführlich darstellen kann:

Das von Karl Mannheim begründete und von Gabriele Rosenthal interaktiv ausgeweitete Generationenkonzept (Rosenthal in Mansel et al. 1997); Jürg Willis Konzept der sequentiellen mehrgenerationalen Auflösung konfliktträchtiger Familienthemen und -konflikte (Willi 1989); Helm Stierlins Gegenüberstellung des gelungenen und mißlungenen Familiendialogs (Stierlin 1982a, b); Dan Bar-Ons Recherchen über den Zusammenhang der drei Generationen bei der Auseinandersetzung mit dem Trauma von Verfolgung, Mord und Überleben (Bar-On 1997).

Es ist mir ein wichtiges Anliegen, darauf hinzuweisen, daß das nationalsozialistische Mordsystem neben dem jüdischen Volk eine Vielzahl anderer Gruppen systematisch verfolgt und viele ihrer Mitglieder in den Tod getrieben hat. Ich erinnere an die Sinti und Roma, die Zeugen Jehovas, homosexuelle Männer, behinderte und „psychisch kranke“ Menschen, Angehörige der Widerstandsbebewegungen in Deutschland und den besetzten Gebieten, Kriegsgefangene und Mitglieder der kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Eliten in Polen und der damaligen Sowjetunion, und Menschen, die dem „Widerstand des Herzens“ (Stoltzfus 1999) folgten, z. B. weil sie als nichtjüdische Frau einen jüdischen Mann liebten?

¹ Ich werde dabei die weibliche Schreibform benutzen und die Männer dabei mitdenken. Das bietet sich neben dem Interesse an sprachlicher Gleichberechtigung auch deshalb an, weil bislang die Funktion von Frauen im nationalsozialistischen Herrschafts- und Mordsystem nicht genügend beachtet wurde (Beurer 1990; Schwartz 1997; Sigmund 2000; Schneider 2001). Mit dieser Vernachlässigung erweist man der NS-Mythologisierung der „deutschen Frau und Mutter“ noch einen letzten Dienst; dem möchte ich entgegenwirken.

² Ihnen allen und einem ermordeten Mitglied meiner eigenen Familie, der Malerin Käthe Loewenthal (1877-1942; siehe Leuchs 1985; Neumann 1999), widme ich diesen Beitrag.

Drei Generationen in den Familien jüdischer Verfolgter

Die erste Generation

Bis in die achziger Jahre war auch in therapeutischen Kontexten nur wenig Bereitschaft vorhanden, die durch die NS-Verbrechen entstandenen Traumata der Verfolgten zu thematisieren. „Bis zum Beginn der achziger Jahre wurden Überlebende in den Vereinigten Staaten zumeist ohne jede Berücksichtigung des Holocaust analysiert“ (Kestenbergs in Bergmann et al. 1998). Wenn das schon für die Psychoanalyse gilt — der Vorreiterin auf dem Gebiet der klinisch-psychologischen „Holocaust“-forschung — und für die USA, wo das Thema „Holocaust“ kein öffentliches Tabuthema war, dann kann man sich die Situation in Deutschland vorstellen. Was allerdings schon kurz nach der Befreiung in Westdeutschland begann, war ein psychiatrisch orientierter Diskurs über die Psychopathologie der Überlebenden, und zwar im Zusammenhang mit den „Wiedergutmachungs“-verfahren (Kestenberg 1998). Der Psychiater und Analytiker William G. Niederland richtete in diesem Zusammenhang seinen Blick nicht nur auf die vielfältigen Symptome, sondern auch auf die Psychodynamik. Er prägte den Begriff der „Überlebensschuld“. Primo Levi hat sie aus der introspektiven Sicht eines Auschwitz-Überlebenden eindrücklich beschrieben:

„Kommt deine Scham daher, daß du an Stelle eines anderen lebst? Und vor allem an Stelle eines großzügigeren, sensibleren, verständigeren, nützlicheren, des Lebens würdigeren Menschen als du? Du kannst es nicht ausschließen: du erforscht dich, läßt deine Erinnerungen an dir vorüberziehen Nein, du findest keine offenkundigen Übertretungen, du hast niemanden verdrängt, du hast niemanden verprügelt Du hast kein Amt angenommen (...), du hast niemandem das Brot gestohlen. Und doch kannst du es nicht ausschließen. Es ist nur eine Vermutung, ja eigentlich nur der Schatten eines Verdachts: daß jeder der Kain seines Bruders ist, daß jeder von uns (...) seinen Nächsten verdrängt hat und an seiner Statt lebt. Es handelt sich nur um eine Vermutung, aber sie nagt an dir. Sie hat sich in in deinem tiefsten Inneren eingenistet wie ein Holzwurm. Von außen kann man sie nicht erkennen, aber sie nagt und bohrt“ (Levi 1990, S. 81).

Niederland weist auf eine „psychische Tiefenspur“ hin, „die von der *Begegnung mit dem Tod* in dessen furchtbarsten Formen herrührt“. Er nennt sie das „chronifizierte Todesengramm“ (Niederland 1980, S. 232). Jean Amery, Schriftsteller, Philosoph und Überlebender von Auschwitz, reflektierte dies so: „Wer gefoltert wird, bleibt gefoltert Wer der Folter erlag, kann nicht mehr heimisch werden in der Welt. Die Schmach der Vernichtung läßt sich nicht austilgen. Das zum Teil schon mit dem ersten Schlag, in vollem Umfang aber schließlich in der Tortur eingestürzte Weltvertrauen wird nicht wiedergewonnen“ (Amery 1966, S. 70).

Ich glaube, daß diese beiden Punkte — das Gefühl einer Überlebensschuld und das chronifizierte Todesengramm — den Kern des Traumas ausmachen, dem

alle Verfolgten mehr oder weniger ausgesetzt waren. Ob sie aber von ihm lebenslang überwältigt wurden, hängt von vielen Bedingungen ab. Für die child survivors hat Hans Keilson das Modell der „sequentiellen Traumatisierung“ formuliert: Deren psychische Problematik entwickelte sich in Abhängigkeit von ihren Erfahrungen in drei traumatisierenden Lebensabschnitten: der Phase der Trennung von ihrer Familie, dem Überlebenskampf während der Verfolgung und der Rückkehr in das soziale Leben nach der Befreiung (Keilson 1979). Ich schlage vor, dieses Modell für alle Verfolgten zu übernehmen, aber in die erste Phase den biographischen Zeitraum vor der Verfolgung mit einzubeziehen.

Im Vordergrund meiner folgenden Überlegungen steht die dritte Phase. Sie führt uns direkt von der ersten zur zweiten Generation. Die z. B. von Primo Levi ergreifend beschriebene Befreiung aus dem Lager (Levi 1988) brachte für die Überlebenden zumeist nicht das große Glück des einfachen Neuanfangs, das sie sich erhofft hatten, sondern ein mühseliges sich Herauswinden aus einem System, das ihren sozialen und biologischen Tod zum Programm gemacht hatte. Vor diesem Hintergrund ist die Leistung derjenigen zu bewundern, die es schafften, neue Beziehungen einzugehen, in fremden Ländern Fuß zu fassen, für den eigenen Lebensunterhalt zu sorgen und Kinder groß zu ziehen. Inwieweit sie wieder Boden unter die Füßen bekamen, hing von vielen ineinandergreifenden Faktoren ab:

- dem Lebensalter (für überlebende Kinder sind gesonderte Überlegungen wichtig, s. Keilson 1979; Stein 1999);
- der Zeitdauer der Lagerhaft oder des Überlebens in anderen Kontexten;
- ob es Überlebende aus der eigenen Herkunftsfamilie gab, besonders eigene überlebende Kinder;
- dem Land, in welchem der Neubeginn gewagt wurde, und der Aufnahme, die dort zuteil wurde.

Sicherlich spielt es auch eine Rolle, inwieweit sich die überlebenden Betroffenen dem jüdischen Glauben bzw. dem Judentum als historisch-kulturellem Kontext zugehörig fühlten oder eher auf Assimilation oder separierte Existenz in der Diaspora setzten. Die Pole dieses Spektrums sind einerseits die Emigration nach Israel und die Beteiligung am Aufbau des neuen jüdischen Staat, andererseits die Rückkehr oder Ansiedelung in Deutschland, dem Land der Täter und Täterinnen.

Schon diese Auswahl aus der Vielzahl möglicher Gesichtspunkte macht plausibel, daß es nicht möglich ist, *den* oder *die* typische/n Überlebende/n, oder *den* typischen Lebensverlauf nach der Befreiung herauszustellen. Diese Feststellung ermöglicht u. a. eine Korrektur des typisierend-defizitorientierten Blicks auf die Überlebenden, dem man in der Literatur häufig begegnet. Er schleicht sich bei vielen Beschreibungen der Opfer ein, weil es ein typischer, auf Betriebsblindheit beruhender Fehler der Klinikerinnen ist, immer von ihren

„Fällen“ auszugehen und von diesen auf die Gesamtpopulation schließen. Sie bedenken zu wenig, daß sie nur eine sehr eingeschränkte Gruppe — eine nicht repräsentative Stichprobe — zu Gesicht bekommen, möglicherweise die mit den größten Lebens Einschränkungen.

Die zweite Generation

Wieder zu heiraten, meistens eine(n) Überlebende(n), welche(r) die eigenen Erfahrungen nachvollziehen und das für Außenstehende vielleicht merkwürdige Verhalten wortlos verstehen konnte, war für fast alle wichtig. Allein der überschaubare Rahmen einer Familie gewährte Sicherheit und Beziehungskontinuität, welche den Verlust an existentielltem Vertrauen auffangen konnte.

Als „Delegierte ihrer Eltern“ (Stierlin 1982a) erhielten die Kinder der Überlebenden eine Brückenfunktion. Indem sie z. B. Namen der Ermordeten trugen, ermöglichten sie den Anschluß an die Vergangenheit und übernahmen die Funktion einer „Gedenkerze“ (Wardi 1997) — des im jüdischen Trauerritual wichtigen ewigen Lichte („Ner Tamid“). Zugleich repräsentierten sie die Hoffnung auf eine Zukunft, in der man die Schatten der Vergangenheit hinter sich lassen konnte. Es gab Überlebende, die in ihren biographischen Rekonstruktionen nur eine der drei Phasen ausführlich behandelten, z. B. die Zeit nach der Befreiung, andere blieben in den Berichten über das Lager stecken, wieder andere legten den Schwerpunkt auf die Zeit vor der Verfolgung. In dem durch diese drei Phasen gebildeten Spannungsbogen der Überlebenden wurde zwischen der ersten und zweiten Generation eine Beziehungsdynamik etabliert, die sich u. a. um folgende Themen rankte:

- Schutz der Kinder vor möglichst allen großen und kleinen Risiken des Lebens;
- optimale Versorgung der Kinder, so war es für die Eltern von größter Wichtigkeit, daß die Kinder immer satt waren;
- Bildung und Ausbildung als Garant einer sicheren Zukunft — dieses immaterielle Gut kann einem nicht geraubt werden;
- Vermeidung aggressiver Auseinandersetzungen;
- enge familiäre Bindungen und Unterstützungsbeziehungen, auch über die Zeit der kulturell geforderten Ablösung der Kinder hinaus.

Eine wesentliche Frage dabei ist, ob die Verfolgungserfahrung der Eltern von ihnen kommuniziert wurde oder nicht. Es gibt Berichte über sprechende und nicht sprechende, exzessiv sprechende (Epstein 1990) und zurückhaltend sprechende Eltern (Karpf 1998). Die in Israel lebenden Eltern scheinen mehr zu den Sprechenden zu gehören, die in Deutschland lebenden deutlich zu den Nicht-Sprechenden (Grünberg 1987; Bubis in Lichtenstein u. Romberg 1997). Das ist verständlich, garantiert doch die jüdische Gemeinschaft Israels eine vor erneu-

tem Antisemitismus sichere Umwelt. Deutschland erwies und erweist sich in dieser Hinsicht immer noch als ein wenig vertrauenswürdige Land (Frankenthal 1999).

Ich glaube, daß die gängige Überzeugung, Reden helfe immer und sei allemal besser als Schweigen, einer Revision bedarf. Sicher, Rosenthals Bemerkung ist psychologisch gut nachvollziehbar: „Je geschlossener oder verdeckter der Dialog in der Familie ist, je mehr verheimlicht und retuschiert wird, desto nachhaltiger wirkt sich die Familienvergangenheit auf die Kinder- und Enkelgeneration aus“ (Rosenthal 1997, S. 27). Und dennoch: „Es hat alles seine Zeit, und jegliches Tun unter dem Himmel hat seine Stunde“ heißt es im Prediger 3,1. Diese alttestamentarische Weisheit ist auch für die familiäre Binnenkommunikation und den therapeutischen Zugang zu ihr von allergrößter Bedeutung. Das Sprechen zur „falschen Stunde“, das Wissenwollen zu einer Zeit, in der die Uhr der Familie und die Zeitvorstellungen des Therapeuten gegeneinanderlaufen, das Insistieren ohne Respekt vor den augenblicklichen Ressourcen zur Versprachlichung treibt alle Beteiligten in eine familiendynamische und therapeutische Sackgasse. Und die Zeit bis zur richtigen Stunde kann lang dauern. In vielen Fällen scheint sie jetzt, ein halbes Jahrhundert nach der Befreiung, zu kommen.

Erste, zweite und dritte Generation in der Zusammenschau

Warum scheint jetzt die Zeit reif zu sein? Dazu einige Hypothesen:

- Es ist sicherlich nicht zufällig, daß der ersten Generation die Öffnung gegenüber den Enkelinnen leichter fällt als gegenüber den Kindern, daß aber auch die Enkelinnen ein vorbehaltloseres, akzeptierenderes Ohr für deren Erzählungen haben. Die zweite Generation war an diese gesagten und verschwiegenen Erzählungen gekettet, es gab keine Freiheit, sich ihnen zuzuwenden — sie geschahen. Sie hatten innerfamiliär oft die Funktion einer Legitimation des elterlichen Disziplinierungs- und Bindungsverhaltens und sind deshalb mit dem ganz normalen Widerstand der Jungen gegen die Alten assoziiert. So verstrickten sich die erste und zweite Generation in einem Zirkel des Nicht-Sagens und Nicht-Fragens oder Zuhörenkönnens. Dan Bar-On spricht von der „doppelten Mauer“ (Bar-On 1997, S. 33). In dieser Struktur kann die dritte Generation eine befreiende Moderatorinnenfunktion übernehmen. Ihre etwa durch die Schule als systemexterner und neutraler Instanz noch geförderte Neugierde (ich denke hier an die zum Curriculum der israelischen Schulen gehörenden „root—papers“) für das Leben der Großeltern wirkt entkrampfend. Die erste Generation fühlt sich dadurch zum Sprechen eingeladen und findet zum Fluß der Sprache zurück.

—Die Verfolgten befinden sich heute im vorgerückten Alter, die meisten sind im Ruhestand. Die gegen die Erinnerungen puffernde Wirkung des Alltagsstresses fällt weg, die Vergangenheit gewinnt wieder an Gestalt. Das Risiko liegt in der Entwicklung neurotischer, psychosomatischer oder gar psychotischer Symptome. Die Chance liegt in der Aufweichung der Tabugrenzen und der vorsichtigen Annäherung an die eigene Geschichte. In beide Richtungen weisen die Erfahrungen von AMCHA, einer Organisation für Therapie und psychosoziale Unterstützung der „Überlebenden und der zweiten Generation“ in Israel und einigen europäischen Ländern (Weiss u. Durst in Brink 1994).

Auch die sich wandelnde kulturelle Situation in Israel und Deutschland, in der es eine offenkundige Tendenz gibt, die Berichte der Verfolgten als wertvollen Beitrag zu einer öffentlichen Erinnerungskultur zu betrachten, erleichtern den Großeltern zunehmend das Sprechen. Sie werden eingeladen, in der Schule ihrer Enkel, in Seminaren der Volkshochschule, Gesprächsrunden und Kongressen über ihre Geschichte zu berichten. Die deutschen Heimatgemeinden der verfolgten jüdischen Menschen laden diese zu einem öffentlichkeitswirksamen Besuch ein. Sie merken, daß das ihre Geschichte entwertende Tabu im Land der ehemaligen Täterinnen zerbricht.

Solange wir immer nur die Beziehung der ersten und zweiten Generation im Blick hatten, fielen uns besonders die Defizite, Dysfunktionalitäten, Symptome auf. Wir erlagen manchmal der Versuchung, die Eltern als Verfolger ihrer Kinder zu sehen. Durch den Einbezug der dritten Generation finden wir hier eine neue Perspektive:

- Die *erste Generation* stellt sich nach aller Negierung ihres Lebensrechts und dem Mord an fast allen Mitgliedern der erweiterten Familie erneut den Ansprüchen eines sozialen und intergenerationalen Lebens. Ihre Themen kreisen um Gefühle der Überlebensschuld und der Scham über die eigene Entwürdigung, um die Angst vor einer erneuten Katastrophe und die Hoffnung auf eine sichere Zukunft für die Kinder. Deren gesicherte Zukunft symbolisiert einen späteren Sieg über die Nazi-Mörder und eine Versöhnung mit den Toten.
- Die *zweite Generation* ist Trägerin des Lebenswunsches der Eltern. Durch sie treten die Eltern wieder ein in den Raum des Lebens, gewinnen Hoffnung, Lebensmut und Kraft zur sozialen Integration. Der zerstörte oder in Frage gestellte Selbstwert wächst. Das ist die mehrgenerationale Funktion der Kinder. Ihre Fragen kreisen um die Themen „information seeking“, „meaning making“ und „a personal sense of injustice and redressing actions“ (Weissmark et al. 1993).

„Die Einbeziehung der dritten Generation fördert neue Einsichten über die zweite Generation zutage: Ihre Angehörigen reagieren nicht nur aktiv oder passiv auf das Schicksal ihrer Eltern und deren Normalisierungsstrategien, sondern sind reife, selbstständige Persönlichkeiten und selbst Eltern. Sie haben überdies die schwierige Aufgabe zu lösen, zwischen ihren Eltern und ihren Kindern zu vermitteln: Ihre Kinder sollen einerseits mit dem Privileg aufwachsen, Großeltern zu haben, was ihnen selbst verwehrt war (...), andererseits nicht denselben Bürden ausgesetzt sein, die sie selbst in ihrer Kindheit durch die Eltern zu ertragen hatten" (Bar-On 1997, S. 49).

- Die *dritte Generation* hat schon wieder eine Freiheit der Wahl, die sie ihren Eltern verdankt. Sie kann gegen zugewiesene Aufträge rebellieren oder sie reflektierend akzeptieren. Besonders auffallend ist ihre Moderatorinnenfunktion im Dialog zwischen Eltern und Großeltern. Für die erste und zweite Generation sind die Enkelkinder bzw. Kinder das Symbol der wieder erreichten Normalität. Durch sie wird ein vollständiger Lebenszyklus hergestellt und die endgültige psycho-soziale Integration gewährleistet. Auch wenn in den Berichten von Bar-On und Rosenthal deutlich wird, daß die Verfolgung immer noch ihre Schatten wirft, überwiegt doch die Hoffnung, das Vertrauen in die Zukunft und der sensible Rückblick auf die Geschichte der Großeltern. Damit gelingen der dritten Generation im Sinne von Jürg Willis Modell der transgenerationalen sukzessiven Auflösung problematischer Familienthemen weitere Schritte in der Auflösung des Familientraumas, nachdem die erste und zweite Generation hierfür den Weg gebahnt haben.

Drei Generationen in den Familien der Täter und Täterinnen

Zwei Hypothesen zur Psychologie der Täter/Täterinnen

Beim Nachdenken über die NS-Täterinnen in Deutschland erliegt man leicht der Verführung, sich auf die im Vordergrund des Systems agierenden Personen wie Hitler, Göring, Goebbels oder Hess zu konzentrieren und sie zu dämonisieren. Dem steht das viel beunruhigendere Ergebnis historischer und psychologischer Forschungen entgegen, daß die meisten Täterinnen — die kleinen wie die großen — Räder im Getriebe der Mordmaschine, „Menschen wie du und ich“, waren: „Ganz normale Männer“ (Browning 1996) und auch „ganz normale Frauen“. Als Beispiel für die, die jenseits der offiziellen Täterinnen (wie z. B. den KZ-Aufseherinnen) die Mordmaschinerie schmierten, steht Ilse Höß, die Frau des ersten Lagerkommandanten von Auschwitz, Rudolf Höß. Sie hielt ihm den Rücken frei, bot ihm einen familiären Rückzugsraum und unterstützte ihn

als überzeugte Nationalsozialistin auch ideologisch (Broszat 1963/1994, De-selaers 1997).

Hier sind wir bei der grundlegenden Frage angelangt: Wie schafften es die Täterinnen, sich in dem offiziell definierten Terrorkontext zwischen nüchternem und exzessivem Sadismus zu bewegen, in anderen öffentlichen und privaten Kontexten dagegen als begabter Musiker (z. B. Heydrich), Verehrer der schönen Künste (z. B. Goebbels), Kinderfreund (z. B. Himmler) und liebevoller Familienmensch (z. B. Höß) aufzutreten. Noch unverständlicher sind Beispiele für im gleichen Kontext synchron gezeigte Brutalität und Anwandlungen von Freundlichkeit, z. B. bei dem SS-Arzt Josef Mengele, der seinen „Forschungsobjekten“, den Kindern von Auschwitz, erst Bonbons schenkte und ihnen anschließend eine Phenolspritze ins Herz jagte. Läßt sich das verstehen? Ich glaube nicht; dennoch lassen sich Hypothesen bilden, die einen methodisch Zugang zu diesem Phänomen bahnen.

(a) *Die soziale Konstruktion kognitiver Scheuklappen*

Es scheint mir, daß wir Menschen über die Fähigkeit verfügen, uns nicht nur äußerlich angepaßt, sondern auch von inneren Überzeugungen getragen in unterschiedlichen sozialen Kontexten völlig unterschiedlich zu verhalten. Die Nazi-Täterinnen schafften es, durch *eine intrapsychische und sozialräumliche Verdopplung ihrer Lebenswelt* zwei völlig voneinander getrennte Bereiche zu errichten (Lifton 1988). Da gab es einerseits die Welt der Normen und Idealbildungen, ich nenne es dies die *bürgerliche Alltagswelt*. Von ihr und ihrer Bedrohung ausgehend errichteten sie ihre *Welt von Auschwitz*, in der es die „moralische Pflicht“ zum Mord gab. Die Täterinnen konnten, je nach „von höherer Stelle“ verordnetem Bedarf, von der einen in die andere Welt überwechseln. Beide Welten mußten für die in ihnen Handelnden einen Aufforderungsgehalt bezüglich Aufmerksamkeitsfocussierung und Perspektivverengung enthalten. Hierzu dienten in der „Auschwitz-Welt“ Rituale und zeremonielle Inszenierungen für die kollektive deutsche NS-Identität. Man schaute nur noch auf den „Führer“ und über die Identifizierung mit ihm wurde man Teil der nationalsozialistischen, alles Andersseiende „ausmerzenden“ „Volksgemeinschaft“ (Freud 1921/1972). In der Welt bürgerlicher Wohlanständigkeit gelang diese Perspektivverengung durch die Stigmatisierung der Ausgegrenzten als „Volksfeinde“ oder „Volkschädlinge“, ihre Entfernung aus dem öffentlichen und sozialen Raum und ihr letzliches Verschwinden durch Umsiedlung, Deportation und Ermordung. Diese verschwanden auf der einen Seite und kehrten andererseits virtuell in den vom „Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda“ kontrollierten öffentlichen Medien wieder — als „Blutsauger“, „Untermenschen“, „unnütze Esser“. Als Beispiel hierfür sei an die Plakate zur Einstimmung der Bevölkerung auf die „Euthanasie“ erinnert (Benz et al. 1998, S. 239 u. 242). Auf ihnen wurde, bildlich untermalt, der Bevölkerung vorgerechnet, wie hoch die täglichen Kosten für die

Versorgung der „unheilbar Kranken“ seien. Geld, das — so wurde suggeriert — an anderer Stelle fehle. Aus diese Art wurde langsam aber sicher das Bild der „auszumerzenden Schädlinge am eigenen Volkskörper“ etabliert, derer man sich aus Eigeninteresse entledigen mußte. Alternative Bilder über das sinnerfüllte Leben eingeschränkter, behinderter, kranker Menschen wurden verbannt. Oder man denke an den Film „Jud Süß“, in dem das Bild des ausbeuterischen, häßlichen Juden über die Leinwand flimmerte und sich in den Köpfen der Zuschauer festsetzte. Das gegensätzliche Bild hilfsbereiter und freundlicher jüdischer Nachbarinnen, Geschäftsleute, Ärzte verschwand — und damit die Möglichkeit, konkrete jüdische Menschen auch so wahrzunehmen.

Damit die Täterinnen in beiden Welten als mit sich selbst identische, einheitliche Personen agieren konnten, mußten in ihren Köpfen ideologische Überzeugungen etabliert werden, die für beide Welten handlungsleitend sein konnten und sie so verbanden.

- Man mußte die Adressatinnen der eigenen Aggression in der „Auschwitz-Welt“ dehumanisieren, zu Untermenschen, Bestien, Parasiten erklären, die sich selbst außerhalb der menschlichen Moralcodizes angesiedelt hatten. Ihrer Bedrohung konnte man deshalb nur mit Handlungen begegnen, die wiederum selbst außerhalb der menschlichen Moral standen, um die heimatische Welt vor ihnen zu schützen. Auf diese Art war man wieder auf der Seite des Guten und des moralischen Tuns.
- Man mußte aus der Rolle der Täterin in die des Opfers wechseln, und das Opfer zur Täterin werden lassen. Man ist dann das Opfer des „Weltjudentums“, der „Bolschewisten“, der „Dolchstößler“, der „Rasseschänder“ und der alliierten Bomben. Gabriele Rosenthal bemerkt, daß die Täterinnen in ihren biographischen Erzählungen zum Zeitraum 1933-1945 nichts Substantielles über die Verfolgung der ausgegrenzten Gruppen berichten. Diese kommen als Menschen nicht mehr vor. Breiten Raum in den Erzählungen über diese Zeit nehmen hingegen Krieg und Kriegsende ein. Hier kann man sich als Opfer definieren und die Täterinnenseite der eigenen Biographie überdecken (Rosenthal 1995).
- Bei der mörderischen Rettung der eigenen Welt sollte es „anständig“ zugehen, ohne persönliche Grausamkeit; es war eine Haltung nüchterner, kalter, technischer Effizienz erwünscht. In Himmlers Posener Rede vom 4.10.1943 vor den SS-Kommandeuren lesen wir: „Es gehört zu den Dingen, die man leicht ausspricht. — ‚Das jüdische Volk wird ausgerottet — sagt ein jeder Parteigenosse, ganz klar, steht in unserem Programm, ...‘. Von allen die so reden, hat keiner zugesehen, keiner hat es durchgestanden. Von Euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn 100 Leichen beisammen liegen, wenn 500 da liegen, oder wenn 1000 da liegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei — abgesehen von Ausnahmen

menschlicher Schwächen — anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebens und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte" (zit. nach Hofer 1965, S. 114).

(b) Soziale Nähe vs . fremde Umwelt

Während der Frühphase der kulturellen Evolution streiften der homo sapiens und seine Vorgänger in kleinen Gruppen durch die Landschaft (Schmidbauer 1974; Reichholf 1993). Aus dieser Zeit scheint das Prinzip der sozialen Nähe zu stammen, das unser Sozialverhalten immer noch reguliert. Wir bevorzugen die kleinen, übersichtlichen Gruppen. Sie sichern Bekanntheit, Vertrautheit, Kontinuität und Kooperation, also wesentliche Gesichtspunkte des Überlebens. Die Mitglieder dieses kommunikativen und reproduktiven Netzwerkes sind aufeinander angewiesen, deshalb richten sie auch ihre primäre Aufmerksamkeit auf die gegenseitigen Beziehungen und das gegenseitige Wohlergehen. Mitglieder anderer Gruppen genießen diese Aufmerksamkeit und Anteilnahme nur, wenn sie in den grundlegenden Merkmalen als gleich, zumindest als ähnlich eingestuft werden. Die inneren und äußeren Fremden hingegen sind unvertraut, unbekannt und bleiben vom fürsorglichen Blick auf den Nachbarn ausgeschlossen (Adorno et al. 1950/1968). Das macht plausibel, weshalb während der NS-Zeit die stigmatisierten Nachbarinnen verschwanden, ohne daß dies zu besonderen Beunruhigungen oder Nachforschungen geführt hätte. In den biographischen Erzählungen der Täterinnen und Zuschauerinnen gibt es deshalb für sie auch keinen Platz (zur Unterscheidung von Täter, Opfer, Zuschauer s. Hilberg 1992).

Beziehungskonstellationen und -themen zwischen der ersten und zweiten Generation der Familien von Nazitätern und -täterinnen

Die Täterinnen konnten mit Hilfe der beschriebenen Prozesse in ihren Familien als ganz normale Väter und Mutter auftreten. Die Figur des seine Kinder liebenden Vaters, der die ganze Brutalität an der eigenen Wohnungstür ablegte, trifft sicherlich nicht auf die Mehrzahl der Täter zu, dennoch gibt es entsprechende Berichte (vgl. Erika U. in v. Westernhagen 1987). Die biographischen Erzählungen der zweiten Generation (Frank o. J.; Sichrovsky 1987; Bar-On 1993; Meyer 1998) handeln in der Mehrzahl von Vätern, die — sofern sie überhaupt an der Erziehung Anteil hatten — ihren Kindern gegenüber streng, autoritär, intolerant, manchmal auch gewalttätig aufgetreten sind. Grundlegend für die Familiendynamik von Familien der Täterinnen in Deutschland ist jedoch nicht die autoritäre Zentrierung auf den Vater oder die Eltern, sondern „das verbissene Schweigen" (v. Westernhagen 1987, S. 102), wenn es um die eigene Schuld ging. Dadurch sollten unangenehme Fragen der Kinder verhindert werden; war das nicht möglich, blieben sie unbeantwortet.

Bei aller Gemeinsamkeit zwischen Familien der Opfer und Täterinnen im Hinblick auf das Schweigen (Ritscher 1993a) gibt es doch einen großen Unterschied. Die Täterinnen schwiegen vor allem, weil sie eine Bestrafung, zumindest eine soziale Ächtung befürchteten, weniger, weil sie ihre Kinder schützen wollten, noch weniger aus Schuld- oder Schamgefühlen. Die Eltern in den Familien der Opfer hingegen schwiegen, um ihre Kinder zu schützen, in Deutschland auch wegen der nicht vertrauenswürdigen Umwelt.

An diesem Punkt entstanden mehrere Muster für den weiteren Interaktionsprozeß:

(a) Die zweite Generation konnte sich entscheiden, nicht weiter zu fragen, und durch die Focussierung auf den für die Kinder sorgenden, sie liebenden Anteil der Eltern eine zumindest ambivalente Beziehung zu ihnen zu erhalten.

(b) Alternativ dazu konnte sie sich zurückziehen. Das hatte in den meisten Fällen eine zunehmende Entfremdung zur Folge.

(c) Eine dritte Möglichkeit war die gemeinsame Verstrickung in einen Teufelskreis aus Fragen und verweigerten Antworten, Anklagen und Rückzug, Anklagen und Gegenanklagen.

Probleme können alle drei Muster nach sich ziehen:

Im ersten Muster (a) versuchten die Kinder, die Schuld ihrer Eltern zu übernehmen, um den positiven Teil der ambivalenten Beziehung zu erhalten. Sie quälten sich beispielsweise mit der Frage, ob sie unter ähnlichen Bedingungen auch Täterinnen hätten werden können. Durch diese Wendung der Täterinnenfrage auf die eigene Person präsentieren sich die Kinder als Schutzschilder ihrer Eltern.

Im zweiten Muster (b) finden wir aggressive, depressive oder durch Gleichgültigkeit gezeichnete Distanzierungen. Sichrovsky (1987) beschreibt etwa den Sohn von NS-Eltern, der es genoß, diese ständig mit seiner Homosexualität zu konfrontieren, und dabei selbst ganz cool blieb. Er wußte, daß er sie hier an ihrem schwächsten Punkt traf.

Im dritten Fall (c) blieb eigentlich nur die Hoffnung, durch den Tod des Vaters bzw. der Mutter aus diesem Zirkel ausbrechen zu können. Aber auch diese Hoffnung war trügerisch, denn die toten Eltern blieben dennoch als innere und meistens mächtige Bilder erhalten.

Gab es in der Familie mehrere Kinder, konnte eines die Rolle des Anklägers, ein anderes die Rolle des Verteidigers der Eltern übernehmen. Ein Einzelkind mußte beide Rollen in sich vereinen und mit der entsprechenden Ambivalenz der Gefühle leben. Die Verteilung der Rollen auf zwei Kinder transformierte die intrapsychische Ambivalenz in einen interpersonellen Konflikt. Es gab aber auch Täterinnenfamilien, in denen die Eltern weiterhin stolz aus ihrer Täterinnenbiographie erzählten und sich eines der Kinder oder alle mit ihnen identifizierten. Dies setzte voraus, daß sie sich vor einer Strafverfolgung geschützt wußten und in eine Gruppe Gleichgesinnter integriert waren. Diese Bedingun-

gen bestanden z. B. bei nach Südamerika geflüchteten Nazitäterinnen. Tabuisierung und Geheimnisbildung waren dann nicht erforderlich. Das ermöglichte vielen ihrer Kinder die positive Identifikation mit den Eltern und eine Weitergabe der NS-Ideologie von der ersten auf die zweite Generation. Einige wenige Kinder hochrangiger Täter berichteten, daß die Mutter mit ihnen über die Schuld des Vaters sprach und ihnen dadurch half, mit der Wahrheit über ihn zu leben. Meistens aber befürworteten oder deckten die Mütter die Taten ihrer Männer und auch deren Schweigen. Sie sind deshalb ein aktiver Teil des Tatzusammenhangs, und ich spreche deshalb im Hinblick auf die erste Generation von Tätern *und* Täterinnen, die ich in dem Wort „Täterinnen“ zusammenfasse.

Das in all diesen Mustern und Konstellationen entscheidende Thema für die Kinder hieß: Haben sich die Eltern schuldig gemacht oder nicht? Vor dem Hintergrund der bejahten Schuld der Eltern stellte sich die Frage einer Entschuldung durch ihre Kinder. Es ist auffallend, daß viele Kinder aus Täterinnenfamilien in psychosozialen Berufen tätig sind, in Projekten der „Aktion Sühnezeichen“ engagierten waren, und sich während der Zeit der Studentenrevolte und der Friedensbewegung politisch links verorteten.

Dieser ganze Themenkomplex läßt sich durch den Begriff „Loyalität“ kennzeichnen (Boszormenyi-Nagy u. Spark 1981). Bei den Kindern der Täterinnen war die Loyalität mit der Frage des Verrats und der mangelnden Dankbarkeit für deren elterliches Engagement verknüpft, wenn man sich von den Eltern abwendete; oder man machte sich selbst schuldig, wenn man bei ihnen blieb. Für das psychische Überleben der Kinder war es an diesem Punkt von größter Bedeutung, daß sie sich den Wunsch erlauben konnten, ihre Eltern als Eltern zu lieben und von ihnen geliebt zu werden.

Ein anderer wichtiger Bereich nationalsozialistischer Ideologie war die Lehre von der Erbgesundheit und der Minderwertigkeit behinderter und chronisch kranker Menschen. Für behinderte, sensible, psychisch wenig belastbare Mitglieder der zweiten Generation konnte das zum Beispiel die Frage aufwerfen, ob die Eltern sie nicht unter anderen Umständen abgetrieben oder den NS-Mördern preisgegeben hätten, wie der Vater eines behinderten Kindes, der Ende 1938 oder Anfang 1939 Hitler in einem Brief um die Erlaubnis bat, sein Kind töten zu lassen, und damit den Vollzug der „Euthanasie“ (griech. „guter Tod“) ins Rollen brachte (Rees 1997). Daß in diesem Fall keine positive Gegenseitigkeit und kein konstruktiver Dialog zwischen den Generationen bestehen konnte, liegt auf der Hand. (Massing 1995). Auch die Frage einer eigenen Elternschaft der zweiten Generation ist davon betroffen: Würden sie einen schlechten Samen weitergeben, wenn sie selbst Kinder bekämen? Mir scheint, viele Kinder von Täterinnen haben sich diese Frage gestellt und mit ja beantworteten und deshalb den Weg der Kinderlosigkeit gewählt.

Ein weiteres Thema ergibt sich aus den gewalttätigen patriarchalen NS-Rollenstereotypen über Männer, Frauen, Väter, Mütter und ihre Beziehungen

(Beurer 1990). Frauen konnten nach vier Geburten einen Geburtsorden (das Mutterkreuz) erhalten, Männer für ihre Heldentaten im Feld eine Vielzahl von Kriegsorden. Das sagt schon fast alles. Wie kam die zweite Generation mit diesen Geschlechtsrollendefinitionen zurecht? Leider finden sich in deren Berichten kaum diesbezügliche Aussagen. Da alternative Rollenbilder erst in den siebziger Jahren populär und damit zum späten Thema der zweiten, vor allem zu einem der dritten Generation wurden, gab es dafür in den Berichten der zweiten Generation noch keine Perspektive.

Die Drei-Generationen-Familiendynamik

Durch den Einbezug der dritten Generation ergibt sich auch für die Dynamik in Familien der Täterinnen ein differenzierteres Bild. Während aber die Enkelkinder der Opfer fast immer eine positive Identität entwickeln konnten, erscheint das Bild für die Enkel der Täterinnen weniger eindeutig. Ich möchte an Hand von drei Fallvignetten mögliche Entwicklungswege aufzeigen.

(a) Die dreigenerationale Blockierung

Gabriele Rosenthal berichtet von Uli Sonntag, dem Enkel eines mutmaßlichen Täters, der „in der Familie die Rolle des Fragenden und Zweiflers“ einnimmt, „während sein Vater die Fragen abwehrt und die Schwester seines Vaters sich schuldig dafür fühlt, daß sie selbst in ihrer Jugend die Vergangenheit der Eltern angezweifelt hat“ (Rosenthal 1998, S. 72). Ihn quälte die Frage einer möglichen Täterschaft des Großvaters. Auf seine Fragen erhielt er aber keine Antworten, nur Gegenwürfe oder Belehrungen aus der NS-Requisitenkammer. Uli verstrickte sich immer tiefer in den Zirkel aus Frage und Nichtantwort. 1997 wurde er wegen eines psychotischen Schubes in eine psychiatrische Klinik eingeliefert. Im Zentrum seiner psychotischen Bildern und Phantasien stand der Großvater als Täter, dessen Bestrafung, und er selbst, Uli, als Mörder. Vielleicht als Mörder des Großvaters? Seine Cousine, die bei der Suche nach der Wahrheit seine Verbündete war, nahm sich 1995 das Leben.

Die Familie Sonntag kann als Beispiel für eine Familie gelten, bei der die zweite Generation die „transgenerationelle Korrektur des fehlentwickelten Familienerbes“ (Willi 1989, S. 187) nicht genügend in Gang setzte, und die dritte das Thema deshalb mit sehr dramatischen Mitteln in das Zentrum ihres Lebens stellte. Wahrscheinlich müßte Uli erkennen, daß der Großvater nicht bereit war, sich an der Lösung zu beteiligen und ein Abbruch der Beziehung um seiner psychischen Gesundheit willen ratsam gewesen wäre (Rosenthal, persönliche Mitteilung). Wichtig für ihn sind bei diesem Entwicklungsprozeß — dem Prozeß des sich Herauswindens aus familiendynamischen Fesseln — Menschen, die seine Bemühungen nicht als psychotische Spinnerei oder medikamentös zu behan-

delnde Reizüberempfindlichkeit abtun, sondern ihn in seinem seinem Bemühen um Rekonstruktion der familiären Wirklichkeiten stützen.

(b) Der gelungene Dialog zwischen der zweiten und dritten Generation

Sichrowsky (1987) berichtet von Susanne, der Tochter eines höheren SS-Offiziers, der wegen seiner Täterschaft 1948 zu 10 Jahren Haft verurteilt, aber 1950 schon wieder entlassen wurde. Der Vater schwieg nicht, aber er stellte sich seiner Täterschaft nur im Kontext der verführenden historischen Verhältnisse und ohne jede emotionale Beteiligung. Er kommunizierte über seine Täterschaft im Sinne des von Virginia Satir beschriebenen „computering“ (Satir 1975) und hatte dadurch eine paradoxe, ihn entlastende Form der Auseinandersetzung gefunden: Er war ein Täter ohne persönliche Schuld. In ihm „nagte“ kein existentielles Schuldgefühl, wie es Primo Levi für die überlebenden Opfer beschreibt. Deshalb mußte er auch nicht „Hand an sich legen“ (Amery 1976), wie es Jean Amery 1978 und Primo Levi 1987 taten — viele Jahre nach ihrer äußeren Befreiung. Da er sich in Susannes Kindheit als liebevoller und sorgender Vater gezeigt hatte, blieb Susanne in einer Ambivalenz verstrickt, die sich um das Motto drehte: Du darfst es wissen, aber nicht fühlen, denn sonst müßtest du dich vom Vater abwenden. Aber ihr Sohn Dieter gab sich im Gegensatz zu seiner Mutter mit den Beschreibungen des Großvaters nicht zufrieden. Er suchte in seiner Heimatstadt nach Spuren und konfrontierte sie in heftigen Auseinandersetzungen mit den Ergebnissen: Susannes Vater, sein Großvater, war ein aktiver Teil des NS-Terrorystems. In einem für die Eltern und ihn schmerzhaften Prozeß der Entwicklung einer gemeinsamen Beschreibung der Familienrealität kam Susanne an den Punkt, sich zwischen ihrem Sohn (der Zukunft) und dem Vater (der Vergangenheit) entscheiden zu müssen. Ihre Entscheidung für den Sohn und die Zukunft war gekoppelt an die Anerkennung einer historischen Wahrheit — die persönliche Täterschaft ihres Vaters.

Dieter, der Angehörige der dritten Generation, half seiner Mutter, sich der Aufgabe einer Auflösung des „transgenerationellen Familienerbes“ zu stellen, indem er den von seinen Eltern eingeschlagenen Wege weiterging. Er konnte mit Hilfe der Freiheit des Denkens, Fühlens und Handelns, die ihm der familiäre Diskurs über die Jahre hinweg ermöglicht hatte, seinen Eltern zurückgeben, was sie ihm entgegenbracht hatten: Zuneigung. Aber wäre das ohne die kleinen Schritte des für seine Tochter sorgenden und sie zum Fragen ermunternden Vaters (Täters) möglich geworden? Ich glaube nicht.

Deshalb meine These: In dieser Familie zeigt sich, daß über die Drei-Generationenspanne hinweg ein gelungener Dialog möglich wird. Die Versöhnung mit der ersten Generation bleibt zwar aus, wegen ihrer fehlenden Einsicht in die persönliche Schuld, dennoch haben sich alle drei Generationen an der Auflösung des Familienerbes beteiligt und damit einen Beitrag zur familiären Gerechtigkeitsbilanz geleistet. Wir finden hier die gleiche Dimension von „Furcht und Hoffnung“, wie sie Dan Bar-On (1997) für die dreigenerationale Bewältigung des „Holocaust“ in jüdischen Familien beschrieben hat. *Wahrscheinlich ist das die konstruktivste Möglichkeit der Bewältigung des Drei-Generationen-Dilemmas in den Familien der Täter und Täterinnen.*

(c) Die rechtsradikale Antwort innerhalb der dritten Generation

Die als Voraussetzung für eine politisch und familiendynamisch erträgliche Lösung der NS-Vergangenheit benannte Auseinandersetzung mit ihr benötigt einen Kontext, der Nischen von Kritik, Reflexion und positiver Gegenseitigkeit in der intergenerationalen Beziehung zuläßt. Das Gegenteil berichtete Sichrowsky (1987, 1993) über eine Familie, in der die erste Generation auch nach dem Ende des Dritten Reiches ihre Täterschaft weiterhin als gesellschaftliche Ruhmestadt definierte. Die zweite Generation reagierte darauf nicht offen konfrontativ, sondern weltfern, depressiv und sich selbst entwertend. Die dritte entscheidet sich in der vorgelebten Alternative von Stolz und Leiden verständlicherweise für den Stolz und übernimmt in diesem Zusammenhang auch die NS-Perspektive ihrer Großeltern. Entscheidend wird die Denkfigur: „Was habe ich damit zu tun, ich bin doch nicht schuld für Verbrechen, die vielleicht so gar nicht stattgefunden haben.“ „Aber ich sag dir, mir kann keiner einreden, daß es eine Schande ist, eine Deutsche zu sein. Die Zeit ist vorbei. ... Die 68er Softis können uns mal. Die sollen aufs Land ziehen, Gemüse anpflanzen, Müsli essen und Hühnern mit Körnern aufziehen. Ich mag die Grünen nicht. *Mit denen gibt es keinen neuen Stolz*“ (Stefanie in Sichrowsky 1987, S. 48f.; Herv. W.R.).

Die dritte Generation weist hier auf problematische Bewältigungsversuche innerhalb der zweiten hin. Wir, die Mitglieder der zweiten Generation, die an einer Auseinandersetzung mit dem deutschen Nationalsozialismus interessiert waren und sind, haben als Pädagoginnen oft mit dem moralisierenden Zeigefinger gearbeitet. Wir haben unsere Väter und Mütter angegriffen, ohne unsere eigenen unsichtbaren Loyalitäten zu ihnen anzunehmen. Wir haben auf die Kontinuität des Faschismus aufmerksam gemacht und zu wenig die Etablierung der neuen Demokratie nach 1945 anerkannt. Wir haben die These von der Kollektivschuld der Deutschen schuldbewußt weitergegeben, so daß sich viele in der dritten Generation schuldig für Verbrechen fühlen, die sie nicht verantworten müssen. Und wir wollten nichts davon hören, daß auch viele Deutsche durch die Folgen des Krieges traumatisiert waren, weil sie ihre Leiden immer gegen die der Opfer des NS-Systems aufrechneten. Wir hätten beides voneinander trennen und würdigen müssen. Die heute so offenkundigen rechtsradikalen Strömungen in Deutschland könnten *auch* in diesem Sinne verstanden werden.

Dennoch war diese Auseinandersetzung notwendig und ein wichtiger Schritt auf dem Weg der „transgenerationalen Korrektur unseres Familienerbes“ (Willi 1989). Wir können nur hoffen, daß sich viele Menschen in der dritten und vierten Generation den Konsequenzen aus der deutschen Schuld stellen. Das heißt für mich primär, wachsam zu sein gegen alle Formen der familiären, politischen, ökonomischen und militärischen Gewalt. Es heißt aber auch, das Leid der Opfer anzuerkennen und sich an der Erinnerung und den Wiedergutmachungsversuchen für etwas, das nicht wiedergutmachen ist, zu beteiligen. Bei der aktuellen Diskussion um die Entschädigung der NS-Zwangsarbeiter/-innen

sind wir mitten im Thema. Und es gilt, diesen Teil der deutschen Geschichte in pädagogische Angebote umzusetzen, durch die sich heutige Jugendliche angesprochen fühlen (Ritscher 1999).

Konsequenzen für die psychosoziale Arbeit

Die Arbeit mit den verschiedenen Generationen von Opfern und Täterinnen erfordert einige professionelle Kompetenzen, die ich zum Abschluß kurz skizzieren möchte.

Wir müssen sensibel sein für bestimmte, auch „zwischen den Zeilen zu lesende“ Hinweise unserer Klientinnen auf eine Familiengeschichte, in der es Opfer und/oder Täterinnen des NS-Systems gab. Das erfordert nicht, sich dem Thema angstfrei zu nähern — wie könnten wir das bei dem Ausmaß dieser Katastrophe. Aber es erfordert eine Bereitschaft der diskursiven gemeinsamen Annäherung.

Systemiker und lösungsorientierten Therapeutinnen müssen hinsichtlich ihrer Sprache sehr selbstkritisch sein. Formulierungen wie „Konstruktion der Wirklichkeit“, oder: „Dein subjektives Bild der Wirklichkeit“, oder: „Es gibt keine Opfer und keine Täter, sondern nur Handelnde“ können metatheoretisch richtig sein, passen aber möglicherweise nicht zu dem kognitiven System unserer Klientinnen. Sie assoziieren mit solchen Sprachwendungen vielleicht: „Die glauben mir nicht, die halten meinen Bericht für konstruiert, also erfunden, also für eine Lüge.“ Das hätte eine „sekundäre Traumatisierung“ zur Folge, deren schlimme Konsequenzen wir auch aus der Erfahrung von sexuell mißhandelten Kindern und Frauen kennen. Wir müssen kreativ mit den unterschiedlichsten Settings arbeiten. Ich verweise hier vor allem auf die Therapie mit verschiedenen Subsystemen des Gesamtsystems, wie wir sie von Salvator Minuchin kennen (Minuchin u. Fishman 1983). Es ist bei schwer traumatisierten Familienmitgliedern meistens ungünstig, eine langfristige Familientherapie im Rahmen eines familientherapeutischen Settings durchzuführen. Neben punktuellen Familiengesprächen bieten sich eher das familien- bzw. systemtherapeutisch orientierte Einzelsetting an (Weiss 1988; Boscolo u. Bertrando 1997), Gespräche mit dem Paar der zweiten Generation, der aus der zweiten und dritten Generation gebildeten Kernfamilie, der dritten Generation allein usw. Auch Freunde oder Bekannte können einbezogen werden. Gruppentherapie und therapeutische Familienrekonstruktionsgruppen für Nachkommen der Verfolgten und/oder der Opfer sind denkbar. Für das familientherapeutisch orientierte Einzelsetting gibt Wolfgang Neumann (1999) eine Viel-

zahl interessanter Fallbeispiele mit methodischen Anregungen, z. B. die Arbeit mit dem Familienbrett.

Neben diesen offiziell als Therapie markierten Kontexten gibt es eine Vielzahl mindestens ebenso hilfreicher und damit auch therapeutischer Möglichkeiten. Ich selbst habe z. B. an einer von Mona Weissmark, Dan Giacomo und Ilona Kuphal geleiteten Begegnungsgruppe von Kindern der Opfer und der Täterinnen teilgenommen (Ritscher 1993b). Dan Bar-On berichtet ebenfalls über Begegnungen von Nachkommen von Überlebenden und NS-Täterinnen (Bar-On 1995). AMCHA hat in Israel psychosoziale Zentren für die Überlebenden und die zweite Generation gegründet, in denen soziale Gruppenarbeit, Gemeinwesenarbeit und Therapie konzeptionell miteinander verknüpft werden (Weiss u. Durst 1994; Plattner 1997).

Summary

Families of nationalsocialistic victims and perpetrators: A three-generation-perspective

Looking at the third generation helps us to get a deeper understanding of the first and the second generation. In this perspective we can describe the survivors as parents who enabled their children to be themselves active and child-centered parents. By this, the third generation succeeded in breaking the ban of the persecution. The perpetrators rejected their guilt. Two psychological suppositions — „cognitive blinkers" and „neighbourhood vs. strangeness" — are described as the framework of their belief system. The life of the third generation is influenced by the second generations' argument against the parents' denied guilt. The chance for the second generation of being successful parents and for the third generation to establish a positive self esteem and identity is fragile. These topics are followed by some conclusions on professional skills for the work in this field.

Literatur

- Adorno, T. W. et al. (1950/1968): Der autoritäre Charakter. Studien über Autorität und Vorurteil. Amsterdam: de Munter.
- Amery, J. (1966): Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. München: Szczeny.
- Amery, J. (1976): Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Attia, I. (1995): Multikulturelle Gesellschaft — monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit. Tübingen: dgvt-Verlag.

- Bar-On, D. (1993): Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern. Frankfurt a. M.: Campus.
- Bar-On, D. (1995): Begegnungen zwischen Nachkommen von Holocaust-Überlebenden und Nachkommen von Holocaust-Tätern: Ein Weg, um mit der Vergangenheit für die Zukunft zu kämpfen. In: Attia, I. (Hg.): Multikulturelle Gesellschaft — Monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Bar-On, D. (1997): Furcht und Hoffnung. Von den Überlebenden zu den Enkeln — Drei Generationen des Holocaust. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Benz, W. et al. (1998): Enzyklopädie des Nationalsozialismus, 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bergmann, M. S. et al. (Hg.) (1998): Kinder der Opfer, Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Beurer, B. (1990): Frauen im Nationalsozialismus — Die Frauenpolitik und die Rolle der Frau im Dritten Reich. Esslingen: Diplomarbeit an der Hochschule für Sozialwesen.
- Boscolo, L.; Bertrando, P. (1997): Systemische Einzeltherapie. Heidelberg: Auer.
- Boszormenyi-Nagy, I.; Spark, G. (1981): Unsichtbare Bindungen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brink, T. L. (Hg.) (1994): Holocaust Survivors` Mental Health. New York: Haworth Press.
- Broszat, M. (1963/1994) (Hg.): Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen des Rudolf Höß. München: dtv.
- Browning, C. R. (1996): Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen. Reinbek: Rowohlt.
- Bubis, I. (1997): Die jüdischen Generationen nach dem Holocaust. In: Lichtenstein, H.; Romberg, O. R. (Hg.): Täter — Opfer — Folgen. Der Holocaust in Geschichte und Gegenwart. Bonn: Bundeszentrale f. politische Bildung.
- Deselaers, M. (1997): „Und Sie hatten nie Gewissensbisse?“. Die Biographie von Rudolf Höß, Kommandant von Auschwitz und die Frage nach seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen. Leipzig: St. Benno.
- Epstein, H. (1990): Die Kinder des Holocaust. München: dtv.
- Fischer-Rosenthal, W.; Alheit, P. (Hg.) (1995): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktion gelebter Gesellschaftsgeschichte. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Frank, N. (o. J.): Der Vater. Eine Abrechnung. München: Bertelsmann.
- Frankenthal, H. (1999): Verweigerte Rückkehr. Erfahrungen nach dem Judenmord. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Freud, S. (1921/1972): Massenpsychologie und Ich-Analyse. GW XIII. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Grünberg, K. (1987): Folgen nationalsozialistischer Verfolgung bei jüdischen Nachkommen Überlebender in der Bundesrepublik Deutschland. Psyche 41(6): 492-507.
- Hilberg, R. (1992): Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Hofer, W. (Hg.) (1965): Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Karpf, A. (1998): Der Krieg danach. Leben mit dem Holocaust. Berlin: Ullstein.
- Keilson, H. (1979): Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Stuttgart: Enke.
- Kestenberg, M. (1998) • Diskkriminierende Aspekte der deutschen Entschädigungspraxis: Eine Fortsetzung der Verfolgung. In: Bergmann, M. S. et al. (Hg.): Kinder der Opfer, Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust. Frankfurt a. M.: S. Fischer.

- Leuchs, I. (1985): Käthe Loewenthal. Ein Erinnerungsbuch. München: Hiepe.
- Lichtensten, H.; Romberg, O. R. (Hg.) (1997): Täter — Opfer — Folgen. Der Holocaust in Geschichte und Gegenwart. Bonn: Bundeszentrale f. politische Bildung.
- Lifton, R. J. (1988): Ärzte im Dritten Reich. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lustiger, A. (1997): Zum Kampf auf Leben und Tod! Vom Widerstand der Juden 1933-1945. München: dtv.
- Levi, P. (1988): Ist das ein Mensch? Die Atempause. München: Hanser.
- Levi, P. (1990): Die Untergegangenen und die Geretteten. München: Hanser.
- Mansel, J. et al. (Hg.) (1997): Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Massing, A. (1995): Verfolgungsmentalitäten. Kontinuität vs. Diskontinuität. In: Fischer-Rosenthal, W.; Alheit, P. (Hg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktion gelebter Gesellschaftsgeschichte. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Meyer, K. (1998): Geweint wird, wenn der Kopf ab ist. Annäherungen an meinen Vater „Pantermeyer“, Generalmajor der Waffen-SS. Freiburg: Herder.
- Minuchin, S.; Fishman, C. H. (1983): Praxis der strukturellen Familientherapie. Freiburg i. Br.: Lambertus.
- Neumann, E. (1999): Künstlerinnen in Württemberg, Bd. 1. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Neumann, W. (1999): Spurensuche als psychologische Erinnerungsarbeit. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Niederland, W. G. (1980): Folgen der Verfolgung: Das Überlebenssyndrom. Seelenmord. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Plattner, K. (1997): Alles Leben ist Begegnung. Dokumentation einer sozialpädagogischen Studienreise von Studierenden der Hochschule für Sozialwesen Esslingen nach Israel (Februar/März 1996). Esslingen: Diplomarbeit an der Hochschule für Sozialwesen.
- Rees, L. (1997): Die Nazis. Eine Warnung der Geschichte. München.
- Reicholf, J. H. (1993): Das Rätsel der Menschwerdung. München: dtv.
- Rosenthal, G. (1995): Familienbiographien: Nationalsozialismus und Antisemitismus im intergenerationalen Dialog. In: Attia, I. (1995): Multikulturelle Gesellschaft — monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Rosenthal, G. (Hg.) (1997a): Der Holocaust im Leben von drei Generationen Familien von Überlebenden der Shoa und von Nazi-Tätern. Gießen: Psychosozial.
- Rosenthal, G. (1997b): Zur interaktionellen Konstruktion von Generationen. Generationenabfolgen in Familien von 1890 bis 1970 in Deutschland. In: Mansel, J. et al. (Hg.): Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rosenthal, G. (1998): Transgenerationale Spätfolgen einer nationalsozialistischen Familienvergangenheit. Die Psychotherapeutin 9.
- Ritscher, W. (1993a): Über die Opfer und Täterinnen des nationalsozialistischen deutschen Faschismus und ihre Kinder. Kontext 24(2): 57-70.
- Ritscher, W. (1993b): Bericht und Reflexion zu einem „Joint Meeting“ von Kindern jüdischer und nichtjüdischer Überlebenden des Holocaust und Kindern von Nazis in Boston (3.-6.9.1992). System Familie 6(3): 183-187.
- Ritscher, W. (1999): Erziehung nach Auschwitz. Ein Projekt an der Hochschule für Sozialwesen Esslingen zur toleranzfördernden politischen Bildung in der Jugendarbeit. Vortrag auf einem pädagogischen Symposium der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Oswiecim/Auschwitz am 3.12.1999.

- Satir, V. (1975): Selbstwert und Kommunikation. Familientherapie für Berater und zur Selbsthilfe. München: Pfeiffer.
- Schmidbauer, W. (1974): Emanzipation in der Gruppe. München: Piper.
- Schneider, W. (2001): Frauen unterm Hakenkreuz. Hamburg: Honnmann u. Campe.
- Schwartz, S. (1997): Die Frau an meiner Seite. Hamburg: Institut für Sozialforschung.
- Sichrovsky, P. (1987): Schuldig geboren. Kinder aus Nazifamilien. Köln: Kiepenheuer u. Witsch.
- Sichrovsky, P. (1993): Unheilbar deutsch. Rechte Schicksale und Lebensläufe. Köln: Kiepenheuer u. Witsch.
- Sigmund, A. M. (2000): Die Frauen der Nazis. München: Heyne.
- Stein, A. (1999): Versteckt und Vergessen. Kinder des Holocaust. München: Heyne.
- Stierlin, H. (1982a): Delegation und Familie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Stierlin, H. (1982b): Der Dialog zwischen den Generationen über die Nazizeit. *Familien-dynamik* 7(1): 31-48.
- Stoltzfus, N. (1999): Widerstand des Herzens. Der Aufstand der Berliner Frauen in der Rosenstraße 1943. München: Hanser.
- Wardi, D. (1997): Siegel der Erinnerung. Das Trauma des Holocaust — Psychotherapie mit den Kindern der Überlebenden. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Weiss, T. (1988): Familientherapie ohne Familie. Kurztherapie mit Einzelpatienten. München: Kösel.
- Weiss u. Durst (1994): Treatment fo Elderly Holocaust Survivors: How Do Therapists Cope? In: Brink, T.L. (Hg.): *Holocaust Survivors` Mental Health*. New York: Haworth Press.
- Weissmark, M. et al. (1993): Psychosocial Themes in the Lives of Children of Survivors and Nazis. *Journal of Narrative and Life History* 3(4): 319-335.
- v. Westernhagen, D. (1987): Die Kinder der Täter. München: Kösel.
- Willi, J. (1989): Ko-Evolution. Die Kunst gemeinsamen Wachsens. Reinbek: Rowohlt.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Wolf Ritscher, Hochschule für Sozialwesen Esslingen, Flandernstr. 101, 73732 Esslingen.